

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Erster Teil

Liebe Genossinnen und Genossen,

als 1989 die Mauer fiel, wohnten meine Frau und ich in München. Wir standen wie gebannt vor dem Fernseher, sahen zu, wie die ersten Menschen über die Mauer kletterten, vergaßen, uns zu setzen, weinten, und ich habe ich zu meiner Frau gesagt:

Jetzt gibt's eigentlich nur noch zwei Dinge, die ich erleben will, und danach bin ich bereit zu sterben:

Das Erste ist, dass der Club wieder Deutscher Meister wird und das Zweite ist, dass die CSU nach Sibirien geschickt wird.

Das mit dem Club lässt seitdem auf sich warten, und wie's aussieht, kann das durchaus noch dauern, aber das mit dem CSU-Verschickungsprojekt, das wird nächstes Jahr klappen.

Das ist ja auch die bessere Reihenfolge. Denn so lange die Clubberer nicht Meister werden, kann ich noch am Leben bleiben und einen CSU-freien Lebensabend in Bayern genießen.

Und wenn es der Club dann doch irgendwann wieder schaffen sollte, werde ich zu meiner Frau sagen: Und jetzt will ich noch erleben, dass Greuther Fürth deutscher Meister wird. Dann erst bin ich endgültig bereit zu sterben.

Damit, liebe Genossinnen und Genossen, habe ich die erste Antwort gegeben auf eine Frage, die mir in den letzten Tagen häufig gestellt worden ist: Warum tust du dir das an?

Warum spielst du nicht Golf? Warum ziehst du nicht zu den Rentnern nach Mallorca oder verjubilst deine Rente auf irgendwelchen Kreuzfahrtschiffen? Und die Antwort lautet eben: Was denn auf dieser Welt könnte spannender, lustiger und befriedigender sein, als die CSU nach Sibirien zu schicken?

Es gibt aber noch ein stärkeres, ernsteres Motiv: Das sind meine Kinder – die das übrigens cool finden, was ich vorhabe.

Wer Kinder hat, kennt ja diese niemals endende Sorge und den Wunsch, es möge ihnen mindestens so gut ergehen wie einem selbst, aber wenn möglich noch besser. Schon unsere Eltern haben uns immer gesagt: Ihr sollt es einmal besser haben als wir. Und tatsächlich hatten wir es besser. Viel besser.

Ich kann, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, sagen, 60 Jahre lang nie etwas anderes kennengelernt zu haben als Frieden und Freiheit und Wohlstand. Meine ganze Generation kann das sagen.

Wir, die 50- bis 70jährigen West- und Mitteleuropäer, wir sind so etwas wie die Glückskinder der Weltgeschichte. Seit unserer Geburt leben wir auf einer Oase des Friedens, der Demokratie und des Wohlstands – ein historisch einmaliger Ausnahmestand.

Daher geht es für mich heute um die Frage: Was wird die Generation meiner Kinder einmal sagen können, wenn sie 60 Jahre alt ist und auf ihr Leben zurückblickt? Wird es gelingen, unseren historischen Ausnahmestand weitere vier bis sechs Jahrzehnte zu erhalten oder vielleicht sogar auszuweiten auf andere Regionen?

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Meine beiden Kinder sind überzeugt davon, dass das gelingt. Sie haben einen Traum, der auf den ersten Blick etwas banal erscheint, auf den zweiten aber eine Vision darstellt, die ich mir zu eigen mache, und zu deren Realisierung ich für den Rest meines Lebens etwas beitragen möchte: Sie träumen davon, dass sie eines Tages mit dem Auto gefahrlos um das ganze Mittelmeer herumfahren können und dabei durch eine Zone des Wohlstands und des Friedens fahren, in der Angehörige aller Kulturen freundlich miteinander leben und arbeiten.

Als sie mir das erste Mal von diesem Traum erzählten, brach mir schier das Herz. Ich erkannte ja sofort: Nichts deutet derzeit darauf hin, dass diese erträumte Vision Realität werden könnte. Alle Zeichen, alle Signale stehen derzeit auf rückwärts statt auf vorwärts, auf abwärts statt auf aufwärts. Ich habe ihnen ihren jugendlichen Optimismus natürlich nicht genommen. Sie werden ihn noch brauchen in ihrem Leben.

Trotzdem: Der ganze Nahe Osten ist ein Pulverfass. Von Syrien bis Ägypten, vom Iran bis Jordanien regiert der Hass. Der Hass gegen Israel. Der Hass zwischen Sunniten und Schiiten. Der Hass zwischen Muslimen und Christen. Der Hass zwischen Säkularen und Religiösen. Vom Frieden ist diese Region Lichtjahre entfernt.

Aber auch in unserer scheinbar friedlich-stabilen Oase innerhalb der EU kriselt es so sehr, dass nicht mehr gewiss ist, ob es diese Zone in zwanzig Jahren noch so geben wird.

Ich muss nur die Zeitung aufschlagen, dann purzelt mir all das vor die Füße, was eher nach Abstieg als nach Aufstieg aussieht. Ich will mal ein paar Minuten lang aufzählen, was einem da so entgegenkommt, wenn man Zeitung liest.

Heinz Buschkowsky reist gerade mit seinem Buch durch das Land und erzählt, wie sich in seinem Bezirk Berlin-Neukölln trotz vieler Anstrengungen die öffentliche Ordnung auflöst und in öffentliche Unordnung übergeht. Und er sagt, nicht nur bei ihm, in Berlin sei das so, auch in westlichen Städten verwahrlosen ganze Stadtteile, werden Theater geschlossen, Schwimmbäder dichtgemacht, Orchester abgeschafft. Seit Jahren schon werden in der von Angela Merkel ausgerufenen Bildungsrepublik Deutschland öffentliche Bibliotheken geschlossen. In Mainz, wo ich wohne, hat die Stadt in diesem Sommer aus Geldnot die öffentlichen Brunnen abgestellt.

In einer Zeit, da die Zahl der Millionäre und Milliardäre wächst und deren Vermögen wächst, verarmt der Staat, verarmt das öffentliche Leben, verkommt die staatliche Infrastruktur.

Der Schriftsteller Uwe Tellkamp hat neulich in einem Interview gesagt, er fürchte, dass es bald zu elementaren Verteilungskämpfen komme. Und dann, meint er, werde es wieder marodierende Banden geben.

Laut einer Umfrage des Instituts Allensbach fühlt sich die große Mehrheit der Bevölkerung von der Komplexität der Eurokrise überfordert: Fast 70 Prozent haben nicht das Gefühl, die Rettungsmaßnahmen beurteilen zu können. Auch Experten und Fachleute bieten keine Orientierungspunkte, da sie als uneinig und ratlos wahrgenommen werden.

Diese Euro-, Finanz-, Verschuldungs- oder wie-auch-immer-Krise haben wir jetzt schon seit fünf Jahren. Ihre Ursachen sind im Wesentlichen bekannt. Eine davon sind toxische Finanzprodukte, die der berühmte Investor Warren Buffett als Massenvernichtungswaffen bezeichnet hat.

Eine erste Maßnahme zur Krisenbewältigung wäre daher ein Verbot solcher Waffen. 99 Prozent der Bevölkerung wären dafür. Aber wir kriegen dieses Verbot nicht, weil das eine Prozent, das an den Waffen verdient, stärker ist. Und wenn dieses eine Prozent mal Geld verliert, dann wird der Steuerzahler ausgeraubt.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

99 Prozent wären für eine Finanztransaktionssteuer. Aber die kriegen wir nicht, weil das andere Prozent sie nicht will.

Der vorhin schon erwähnte Investor Warren Buffet wiederholt seit 2004 fast monoton einen Satz, der ungeheuerlich ist, aber keinerlei Folgen zeitigt: Er sagt, in seinem Land herrsche Klassenkrieg, aber es seine Klasse, „die Klasse der Reichen, die Krieg führt“, und diese Klasse sei am Gewinnen. Buffett wundert sich, dass die andere Klasse das hinnimmt und so ruhig bleibt.

Vor ein paar Wochen haben wir den Reichtumsbericht der Bundesregierung diskutiert. Den vierten. Darin steht, dass sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Das stand allerdings auch schon im dritten Reichtumsbericht. Es stand im zweiten, es stand im ersten, und es wird auch im fünften stehen.

Vor einiger Zeit hat einer gesagt, in Deutschland gebe es eine Umverteilung von unten nach oben. Der das gesagt hat, war nicht irgendein Linker, sondern der konservative Verfassungsrichter Paul Kirchhof.

Forscher der Technischen Universität Zürich haben kürzlich eine „Super-Einheit“ aus 147 Konzernen entdeckt, in denen die Fäden der globalen Wirtschaft zusammenlaufen. Diese 147 Konzerne kontrollieren sich gegenseitig und lenken die Weltwirtschaft.

Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel „Die Machtwirtschaft“. Eine These dieses Buches lautete: Durch den Zusammenbruch des Kommunismus und die Erfindung des Internet wird das Machtgleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit verschoben, und zwar zugunsten der Kapitalseite.

Damals wurde das von einer breiten Mehrheit, die bis in die SPD hineinreichte, für das Globalisierungsgejammer eines altlinken Alt68er Betonkopfes gehalten. Heute kann man das, was ich damals schrieb, sogar in der FAZ lesen, und der Frank Schirmacher hat sich neulich gefragt, ob die Linken nicht die ganze Zeit Recht gehabt hatten.

Wir haben in den letzten zehn Jahren ungefähr ein Dutzend Bildungsberichte gelesen. In jedem Bericht war zu lesen, dass es immer nur Akademikerkinder an die Uni schaffen. Das werden wir auch im nächsten und übernächsten Bildungsbericht wieder lesen.

Meine Frau und ich haben vor einem Jahrzehnt geschrieben, noch vor dem ersten PISA-Bericht, dass wir einen Erziehungsnotstand haben. Heute haben wir ihn immer noch. Wir haben geschrieben, dass wir keine Bildungsfabrik wollen, in die man vorne ein Kind hineinschiebt und hinten einen Ingenieur herauszieht. Aber genau diese Turboschule haben wir bekommen.

Und die Bologna-Universität ist tatsächlich, wie es viele Bildungstechnokraten forderten, an die Wirtschaft „angeflanscht“ worden, um für diese „Humankapital“, also Menschenmaterial, für den weltweiten Kampf um Marktanteile zu produzieren.

Das solchermaßen produzierte Humankapital ist nicht mehr gebildet, sondern nur noch ausgebildet. Es verlangt daher auch nicht mehr nach Bildung, liest zu wenig, hockt zu viel vor der Glotze und dem PC, und ein Nebeneffekt davon ist, dass es Zeitungen immer schwerer haben. Zeitungen sterben. So wie auch hier in Nürnberg, wo kürzlich die Abendzeitung zum letzten Mal erschien, die immer ein gutes Feuilleton hatte, einen für alle verständlichen Kulturteil, extra gemacht für die, die nicht studiert haben. 93 Jahre lang hat es dafür eine Nachfrage gegeben, jetzt offenbar nicht mehr.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Wenn die Leute weniger Zeitung lesen, geht auch ihre politische Bildung zurück – eine gefährliche Entwicklung für jede Demokratie, die auf mündige Bürger angewiesen ist. Das Internet kann das Zeitunglesen nicht ersetzen. Das Internet macht, wie das Fernsehen, die Klugen klüger, und die Dummen dümmer.

Wir haben auch schon viele Umweltberichte gehört, in denen zu lesen war, dass wir auf eine Klimakatastrophe zusteuern. Im nächsten Umweltbericht werden wir wieder genau dasselbe lesen. Und wir werden lesen, dass es Dürren, Überschwemmungen, Unwetter, Lebensmittelkrisen geben wird. Flüchtlingsströme, Kriege ums Wasser, Kriege um die letzten Ressourcen werden die Begleiterscheinungen des Klimawandels sein. Das alles wissen wir längst, aber wir machen weiter, als ob wir nichts wüssten.

Ein alter italienischer Nobelpreisträger hat vor einiger Zeit gesagt: „Im Laufe meines Lebens hat sich die Zahl der Menschen vervierfacht und ihr Energieverbrauch versechzehnfacht. Nach allen möglichen Formen der Prognose bedeutet das: Ja, es geht zu Ende.“

Ich aber will nicht, dass es zu Ende geht. Denn ich habe Kinder. Auch andere Leute haben Kinder. Die möchten ebenfalls nicht, dass es zu Ende geht. Also kann die Forderung doch nur lauten: Lasst uns was tun. Lasst uns was tun, damit unsere Kinder eine gute Zukunft haben.

Was aber kann ich tun? Was können wir tun? Ich habe in den letzten 22 Jahren zwei Kinder großgezogen und daher schon mal einiges getan für die Zukunft. Ich habe außerdem in den letzten 15 Jahren publizistisch dafür gekämpft, dass es nicht zu Ende geht, und will jetzt für den Rest meines Lebens politisch dafür kämpfen, als Abgeordneter, dass wir eine gute Zukunft haben.

Mehr kann ich nicht tun. Das sind meine Möglichkeiten. Kann sein, dass die nicht ausreichen, dass am Ende alles vergeblich sein wird. Aber meine Kinder werden dann hoffentlich sagen: Er hat's wenigstens versucht.

Ich habe keine Großtheorie, aus der sich eine Handlungsanleitung konstruieren ließe, und wenn ich sie hätte, würde ich ihr nicht glauben, denn die Zeit der großen Theorien ist vorbei. Die Wirklichkeit ist komplexer und ändert sich schneller, als dass ihr mit einer neuen großen Theorie beizukommen wäre.

Viel wäre ja schon gewonnen, wenn die gegenwärtige Bundesregierung abgewählt würde, denn diese Regierung hat keinerlei Vorstellung von der Zukunft, keine Vision, keine Ziele für eine bessere Gesellschaft und keinen Lösungsansatz für unsere zahlreichen Probleme. Diese Regierung hält nur noch ein einziges Ziel zusammen: der pure Machterhalt. Die Rettung der FDP vor dem Untergang. Die Bewahrung der CSU vor dem Machtverlust und den Weg in die Bedeutungslosigkeit.

Deshalb erleben wir seit einiger Zeit, wie die Vorsitzenden von CDU, CSU und FDP ihre Parteien vollständig entkernen und in ihrer Verzweiflung der übrig bleibenden leeren Hülle einen sozialdemokratischen Anstrich geben. Je häufiger sie von ihren jeweiligen Markenkernen sprechen, desto weiter ist die Entkernung fortgeschritten.

Und der Weltmeister der Entkernung ist Horst Seehofer. Gestern noch zählte die Wehrpflicht zum Markenkern der CSU, ein paar Tage später war davon nicht mehr die Rede. Gestern noch waren die Atomkraft und die CSU untrennbar miteinander verbunden, jetzt versuchen die Unionschristen, sich selbst und den Wählern weiszumachen, sie seien die Erfinder des Atomausstiegs und der Energiewende. Gestern noch hetzte die CSU gegen die Griechen, dann sprach Frau Merkel ein Machtwort, und der große Vorsitzende aus Bayern kuschte. Es fehlt jetzt

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

eigentlich nur noch ein Bekenntnis zum Mindestlohn, zur Gesamtschule und zur Frauenquote, dann könnten Seehofer, Rösler Merkel geschlossen in die SPD eintreten.

Wir würden sie aber nicht nehmen, weil wir solche Polit-Halodris nicht gebrauchen können.

Der Apostel Paulus hat einmal gesagt, eure Rede sei ja, ja oder nein, nein, alles andere ist von Übel. Unsere bayerische Christenunion, die am Morgen in Berlin irgendwas unterschreibt und am Abend in München empört fragt, wer das unterschrieben hat, ist so ein Übel, von dem wir Bayern im nächsten Jahr erlösen werden.

Der Chef dieser Christenunion ist bereit, für das Ziel des bloßen Machterhalts seine eigene Großmutter an den Teufel zu verkaufen, und wenn es sein muss, lässt er auch mal im ZDF anrufen und mit Konsequenzen drohen, wenn das ZDF nicht tut, was die CSU will.

Und wenn bei einer Umfrage herauskäme, es sei dem Machterhalt der CSU dienlich, wenn Horst Seehofer nackt im Dschungelcamp aufträte, dann würde der Horstl nackt durchs Dschungelcamp hüpfen.

Und darum gilt für dieses Regierungs-Personal, was der ehemalige Trainer des FC Bayern, Giovanni Trapattoni, einst über einige seiner Spieler gesagt hatte: die waren schwach wie eine Flasche leer!

Darum werden wir Seehofer in elf Monaten sagen hören: Habe fertig.

In diesen elf Monaten werden wir den Herrn Seehofer noch manche Pirouette drehen sehen. In diesen elf Monaten wird den Wählern aufgehen, dass man sich auf diesen Kerl nicht verlassen kann. In den nächsten elf Monaten werden sich die Wähler sagen, wenn CDU und CSU aus Verzweiflung immer weiter die SPD kopieren, dann wählen wir doch lieber gleich das verlässliche Original als die unzuverlässige Kopie.

Die Frage ist jetzt natürlich: Was haben wir Sozialdemokraten diesen entkernten Parteien und Persönlichkeiten entgegenzusetzen? Welche Lösungen haben wir für die Probleme, die ich vorhin cursorisch aneinander gereiht habe?

Hier muss ich wiederholen, was ich bereits sagte: Ich habe weder ein Patentrezept, noch eine Reihe von Handlungsanleitungen. Aber ich habe ein paar Ideen, die aufzeigen, in welche Richtung wir Sozialdemokraten uns bewegen sollten, und damit haben wir etwas, was die Regierungsparteien nicht haben: eine Richtung und ein Ziel und gangbare Wege.

Die erste Ansage, die dazu zu machen ist, lautet: Das wichtigste politische Problem der westlichen Demokratien ist nicht die Schuldenkrise. Auch nicht der Klimawandel oder die Energiewende. Es ist nicht die Demographie oder die mangelnde Integration. Auch die Bildung ist es nicht, nicht das Geschlechterverhältnis, und nicht die sich öffnende Schere zwischen arm und reich.

Das wichtigste Problem aller Demokratien nach westlichem Muster ist die Demokratie selbst. Sie kommt uns seit rund anderthalb Jahrzehnten abhanden. Das Volk ist nicht mehr der Souverän, der bestimmt, wie wir hier leben und arbeiten. Das wird uns von den sogenannten Finanzmärkten diktiert. Die rauben uns gerade unser Land und unsere Demokratie. Diesen sogenannten Finanzmärkten kann es egal sein, wer unter ihnen Präsident, Premierminister oder Bundeskanzler ist.

Die in Sonntagsreden viel beschworene westliche Wertegemeinschaft, die angeblich am Hindukusch verteidigt wird, ist im Alltag längst einer westlichen Wertpapiergesellschaft

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

gewichen, in der geschrien wird: Markt ist gut. Mehr Markt ist besser. Alles Markt ist am besten. Staat ist schlecht. Weniger Staat wäre besser. Gar kein Staat wäre am besten.

In diesem neoliberalen Nachtwächterstaat wird nur noch gemacht, was sich rechnet. Und was sich nicht rechnet, wird nicht mehr gemacht. Es wird nicht mehr unterschieden zwischen gut und böse, sondern zwischen gut gemacht und schlecht gemacht, zwischen Erfolg und Misserfolg, Gewinn und Verlust. Gut ist, was erfolgreich ist. Hat Dreck Erfolg, ist Dreck gut.

Wenn es uns nicht gelingt, diese von CDU, CSU und FDP begünstigte Entwicklung zu stoppen und umzudrehen, wenn es nicht gelingt, Europa zu einer echten Wertegemeinschaft zu entwickeln, dann brauchen wir uns an der Lösung all der anderen Probleme gar nicht erst versuchen. Dann sind unsere besten Jahre tatsächlich vorbei, dann geht es abwärts, und dann werden uns unsere Kinder, wenn sie mal 60 sind, zu Recht verfluchen.

Wohin die Reise geht, entscheidet sich jetzt und in den nächsten zwanzig Jahren. Wenn in diesen kommenden zwanzig Jahren weiterhin die Falschen das Sagen haben, die neoliberalen Irrlichter, die sogenannten Alphantiere, die Opportunisten, Machtwirtschaftler und Karrieristen, dann gehen unsere Kinder und Enkel schweren Zeiten entgegen.

Die Rückeroberung des Primats der Politik ist darum die wichtigste vor uns liegende Aufgabe der nächsten zwanzig Jahre. Diese Befreiung vom Joch der sogenannten Finanzmärkte, bei denen es sich um Wahrheit um die Interessen einiger tausende Milliardäre dieser Welt handelt, fordere ich publizistisch schon seit mehr 15 Jahren. Bisher vergeblich.

Aber jetzt haben Steinbrück, Steinmeier und Gabriel endlich die Bändigung der Finanzmärkte zum zentralen Wahlkampfthema erklärt. Jetzt fährt zum ersten Mal in meiner mehr als 40jährigen Parteimitgliedschaft die SPD auf derselben Spur, auf der ich schon lange fahre.

Da möchte ich nun mitfahren und kräftig Gas geben. Das ist der Grund, warum ich mir das antue mit dieser Kandidatur hier in Franken. Und das ist der Grund, warum ich hier stehe und Euch bitte, mir Euren Segen dafür zu geben.

Allerdings werdet Ihr vorher von mir wissen wollen: Wie willst du das denn schaffen, diese Rückeroberung des Primats der Politik? Was könntest Du denn, wenn Du als Hinterbänkler in Berlin säßest, dort ausrichten im Kampf gegen die Übermacht der Milliardäre?

Meine erste Antwort darauf lautet: Ich kann da gar nichts ausrichten. Steinbrück muss das richten. Steinbrück muss auf europäischer und internationaler Ebene zusammen mit anderen Politikern den Milliardären, Bonusbankern und Zockern Grenzen setzen, und ich kann ihn dabei nur unterstützen.

Aber ich habe noch eine zweite Antwort: Ich sehe meine Zukunft als MdB gar nicht so sehr in Berlin als vielmehr hier im Wahlkreis, denn ich bin zutiefst davon überzeugt, dass wir zahlreiche Probleme lokal vor Ort billiger und effizienter lösen können als von Berlin oder Brüssel aus. Man muss dazu nur die Bürger aktivieren, man muss dazu die Eltern gewinnen, die sich um die Zukunft ihrer Kinder sorgen, man muss dazu die Rentner gewinnen, denen das Golfspielen auf Dauer auch langweilig wird.

Und dann, wenn man die hat, engagierte Bürger, und sie mit ein bisschen Geld, ein paar Experten und lokalen Politikern unterstützt, dann kann man viel bewegen. Ich will Euch drei Beispiele schildern, die zeigen, wie ich das meine.

Zehn Kilometer von hier, in Schönberg, meinem Geburtsort, wurde vor zwei Jahren unter kräftiger Mithilfe von Sozialdemokraten die Idee eines Dorfladens geboren. Vor ein paar

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Wochen wurde er eingeweiht, und der Laden brummt. Es ist ein überparteiliches Projekt. Auch CSU-Wähler und CSU-Mitglieder haben Genossenschaftsanteile gekauft. Das ist wunderbar, denn nun sind auch CSU-Mitglieder Genossen. Das ist schon mal ein guter Anfang. Den Rest besorgen wir auch noch.

Aber wichtig ist: In so einem Dorfladen liegt ein Schlüssel für die Zukunft, denn: Es gibt jetzt wieder einen Ort, an dem Menschen zusammenkommen und miteinander reden. Es ist ein Ort, den alte Menschen zu Fuß erreichen können, und an dem sie auf andere Menschen jeglichen Alters treffen. Es ist ein Ort, den es braucht, um die Vision von der ökosozialen regionalisierten Marktwirtschaft zu realisieren. Dort werden die Produkte verkauft, die in der Region wachsen und produziert werden.

In anderen Dörfern planen die Leute ebenfalls, Dorfläden zu gründen. Wenn es davon in einer Region eine bestimmte Zahl gibt, eine kritische Masse, dann wächst da von unten eine neue Wirtschaft und Landwirtschaft heran, die tatsächlich eine Wirtschaft der kurzen Wege sein wird, des geringen Energieverbrauchs, qualitativ hochwertiger und gesunder Nahrungsmittel. In so einem Dorfladen wird es im Herbst nicht verseuchte Tiefkühl-Himbeeren aus China geben, sondern da werden die Äpfel und Birnen und Zwetschgen verkauft, die auf unseren Bäumen da draußen wachsen.

Der Dorfladen wird von einer Genossenschaft betrieben und einer Genossenschaftsbank finanziert. Die Genossenschaft ist das Modell, das nicht darauf aus ist, aus Geld mehr Geld zu machen, sondern das mit Geld Probleme lösen will und auf gemeinsames solidarisches Handeln von Menschen setzt, die einander kennen und darum einander auch vertrauen können.

In solch einer Wirtschaft entstehen Produkte, bei denen man nicht das Kleingedruckte auf der Verpackung lesen und nicht fürchten muss, dass im Kalbsschnitzel Hormone und in der Hähnchenkeule Antibiotika stecken. In solch einer Wirtschaft kann ich mir den Bauernhof ansehen, von dem mein Fleisch und mein Gemüse kommen. Solch eine Wirtschaft schafft Arbeitsplätze und reduziert den Verkehr, macht die Menschen gesünder, entlastet die Krankenkassen.

Der Dorfladen ist ein Mittel, um dem verrotteten System des Finanzkapitalismus zu entkommen. Wenn wir aus diesem System unser Geld rausziehen und es in Genossenschaftsbanken stecken und in Genossenschaftsversicherungen, dann sind die Großbanken nicht mehr systemrelevant. Dann können sie ruhig pleite gehen. Deshalb steckt in so einem Dorfladen jene gute Zukunft, die ich für meine Kinder möchte. Dafür möchte ich kämpfen, wenn Ihr mich lasst.

Ich habe noch zwei weitere Beispiele versprochen. Sie handeln vom Kriminologen Christian Pfeiffer. Ihm sind beim Durchstöbern niedersächsischer Statistiken zwei verblüffende Städte aufgefallen. Oldenburg und Hannover. In Oldenburg ist innerhalb eines Zeitraums von mehreren Jahren die Zahl der Gewaltdelikte von Jugendlichen mit Migrationshintergrund signifikant gesunken.

Noch auffälliger war die Entwicklung in Hannover. Dort hat in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht nur die Gewalt unter Jugendlichen abgenommen, sondern dort haben überdurchschnittlich viele Ausländerkinder den Hauptschulabschluss gemacht und sogar die Mittlere Reife und Abitur.

Da hat der Pfeiffer natürlich in Oldenburg und Hannover angerufen und gefragt: Was habt ihr gemacht, wie viele Millionen habt ihr in Bildungs- und Integrationsprojekte reingebuttert?

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Und da hat der Bürgermeister von Oldenburg gesagt: Es gibt hier nichts, was man als Bildungs- oder Integrationsprojekt bezeichnen könnte, wir haben auch nirgendwo reingebuttert. Nicht einen Cent haben wir in irgendwas investiert.

„Ja was habt ihr dann gemacht, irgendwas müsst ihr doch gemacht haben?“

„Ja“, sagte der Bürgermeister von Oldenburg, „meine Stadträte und ich und die Direktoren unserer Schulen haben die deutschen Eltern und Schüler gebeten, zu Kindergeburtstagen auch die Ausländerkinder einzuladen. Und die Eltern und Schüler haben das getan. Das war alles.“

In Hannover haben sie dem Pfeiffer gesagt, man habe einen Verein der Mentoren gegründet, hauptsächlich aus Ehrenamtlichen bestehend, die haben Ausländerkindern regelmäßig bei den Hausaufgaben geholfen und ihnen Nachhilfeunterricht erteilt. Das war alles.

Und jetzt stellt Euch mal vor, wie es in Deutschland aussähe, wenn das von Anfang an in allen Städten, Stadtteilen und Gemeinden so gemacht worden wäre. Von der Rütli-Schule hätten wir nie etwas gehört, und der Bürgermeister Buschkowsky hätte sein Buch nie schreiben müssen. Aber es ist noch nicht zu spät, damit anzufangen.

Stellt euch weiter vor, was in unserem Land möglich werden kann, wenn sich die Menschen mit überschüssigem Geld und die Menschen mit überschüssiger Zeit zusammentun. Es ist noch nicht zu spät, zu überlegen, was alles unsere Bürger mit ihrem Geld, Können, Wissen und ihrer freien Zeit auf die Beine stellen können, wenn es darum geht, unser Land klimagerecht, ökologisch, sozial und solidarisch umzugestalten. Da liegen noch viele gute Möglichkeiten vor uns.

Aber das muss angestoßen, auf den Weg gebracht und organisiert werden. Die vielen kleinen lokalen Initiativen, die es ja schon längst gibt, wissen meist nichts voneinander und erfinden daher das Rad immer wieder neu. Da muss ein Informationsaustausch her, da muss man voneinander lernen und einander helfen, das muss organisiert werden, und in dieser Aufgabe sehe ich meine Zukunft als Abgeordneter.

Aber ich sehe natürlich ein: Dass ich die Abrissbirne gegen die Wertpapiergesellschaft krachen lassen will, dass ich den Intrigantenstadl namens CSU sturmreif schießen und die Angela Merkel in die Uckermark zurückschicken will, und dass ich hier die Metropolregion Nürnberg zu einer Modellregion umbauen will, an der sich studieren lässt, wie eine regionalisierte, ökosoziale Marktwirtschaft aussieht, das reicht noch nicht ganz, um Euch hundertprozentig von mir zu überzeugen.

Zumal die wenigsten von Euch mich persönlich kennen. Die meisten kennen vermutlich meine Frau besser als mich, zumindest vom Sehen. Auch das muss sich ändern.

Darum wird es Zeit, dass ich jetzt ein bisschen was über mich erzähle. Man kann mich zwar googeln, da findet man allerlei über mich und auch einen Artikel in Wikipedia, aber da steht nur das Nötigste.

Daher bin ich jetzt gezwungen, mich zum Thema zu machen, statt die Sache, um die es geht. Ich neige ja von meinem ganzen Naturell her eher zum Understatement und zur Ironie und Selbstironie. Statt dessen muss ich mich jetzt eine Viertelstunde lang fürchterlich selbst loben. Aber so ist das halt in der Politik. Ich muss ja Euch und den Wählern Gründe liefern für die Aufforderung, mich in den Bundestag zu schicken.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Hinzu kommt, dass in den letzten Jahren die Sache, für die einer steht, für viele Wähler zweitrangig geworden ist. Erstrangig geworden ist dagegen die Frage, ob einer ein glaubwürdiger Vertreter seiner Sache ist.

Nur ein paar Beispiele dazu: Über den Porsche des ehemaligen Linken-Chefs ist in der Öffentlichkeit ausführlicher diskutiert worden als über das Programm der Linken. Ich fahre übrigens einen zehn Jahre alten Mercedes-Kombi, und einen Porsche hatte ich noch nie.

Unser Genosse Sigi, der junge Vater Sigmar Gabriel, ist von Genossinnen mit Fragen nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gepiesakt worden. Auf dieses Thema komme ich später gern zurück, denn da stehe ich ganz gut da.

Unser Kanzlerkandidat hat derzeit Probleme mit seinen Vortragshonoraren. Die habe ich auch, aber eher, weil meine Honorare viel niedriger sind als seine. Letztes Jahr hielt ich einen Vortrag bei SPD-Genossen im niederbayerischen Laabertal. Die wollten mir nicht mal den Mindestlohn zahlen. Es hat mich allergrößte Mühe gekostet, wenigstens ein Tragl Bier auszuhandeln. Das hat mir dann mein Neffe in Nürnberg abgeluchst.

Am schlimmsten ist es, wenn ich in der Kirche vortrage. Da muss man noch Geld mitbringen.

In dieser Hinsicht habt ihr also keinerlei Probleme zu befürchten bei mir.

Außereheliche Affären wie bei den Lordsiegelbewahrern der heile-Welt-Familie - Seehofer und Söder – sind bei mir ebenso wenig zu gewärtigen, wie irgendwelche aus dem Nichts auftauchende Kinder, die behaupten, ich sei ihr Papa.

Böse Zungen behaupten ja, Tugend liege vor allem an einem Mangel an Gelegenheit, und darum will ich mich jetzt auch gar nicht als Tugendbold und Saubermann aufspielen, sondern nur auf die schlichte Tatsache verweisen, dass ich die letzten 22 Jahre bei meinen eigenen Kindern, meiner Frau, dem Hund und der Katze verbracht habe, und deshalb tatsächlich unter einem eklatanten Mangel an Gelegenheiten nicht gerade gelitten, aber gelebt habe.

Christian Wulff hat die Vermischung von zu viel Privatem, Geschäftlichem und Politischem die Präsidentschaft gekostet. Auch das ist bei mir nicht zu befürchten, sondern eher das Gegenteil: Geschäftstüchtig war ich noch nie, und ein erotisches Verhältnis zum Geld, wie Markus Söder es haben will, habe ich schon deshalb nicht, weil diese Geld-Erotik laut Sigmund Freud auf einen nicht ganz ausgereiften Charakter hindeutet, der in der analen Phase hängen geblieben ist.

Eine Stärke, die mir als Schwäche ausgelegt werden könnte, ist meine politische Unerfahrenheit. Noch nie war ich Mandatsträger, noch nie hatte ich ein Parteiamt inne. Ich bin nicht verhandelt mit irgendwelchen Lobbyistengruppen, habe noch nie einen schmutzigen Kompromiss machen müssen, bin niemandem einen Gefallen schuldig. Ich blicke auf ein 60jähriges Leben außerhalb der Politik zurück und gebe mich auf dieses Feld nun sauber und rein, fast unschuldig wie eine Jungfrau.

An diesem 60jährigen Leben lässt sich ablesen, wer ich war, wer ich bin, und wofür ich stehe.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Zweiter Teil

Wer mich googelt, wird auf einen Lebenslauf kommen, der für einen Personal- oder Sparkassendirektor scheinbar keinen Sinn ergibt: geborener Bauernbub, gelernter Physiklaborant, vier Jahre Bundeswehr, über zweiten Bildungsweg an die Uni, vier Semester Theologie, Philosophie, Pädagogik, dann plötzlich Hamburger Journalistenschule, Reporter für die Frankfurter Rundschau auf der Startbahn West, Redakteur beim Wirtschaftsmagazin Capital in Köln, Textchef beim Wirtschafts- und Technologiema­gazin highTech in München, plötzlich Vater und Hausmann und freier Journalist für die ZEIT, für GEO, für die SZ, Essays im Radio, Auftritte im Fernsehen, und jetzt schon wieder was anderes: Bundestagskandidat, Politiker, irgendwann hoffentlich Großvater.

Mit diesem Lebenslauf bin ich einer, der die Zukunft, die der heutigen Jugend prophezeit wird, schon hinter sich hat. Jungen Leuten wird ja unablässig gesagt, bildet euch nicht ein, dass ihr in dem Beruf bleiben werdet, den ihr mal erlernt habt. Zu eurem Leben werden Brüche, Berufswechsel und Zeiten von Nichtbeschäftigung gehören. Mal werdet ihr eine Festanstellung haben, mal einen Zeitvertrag, mal werdet ihr in Elternzeit sein.

Dieses zukünftige Leben kenne ich nicht nur theoretisch, sondern praktisch. Das habe ich bereits selbst gelebt. Und darum bin ich für junge Leute, obwohl ich alt bin, ein interessanter Kandidat.

Auch für Piratenwähler bin ich interessant. Mir muss kein Pirat erklären, wie das Internet funktioniert. In dem Labor, in dem ich zwischen 1967 und 1970 meine Lehrzeit absolvierte, wurde bereits mit Mikroelektronik gearbeitet. Ich gehöre sicher zu den ersten und wenigsten Deutschen, die sehr früh Bekanntschaft mit dieser Schlüsseltechnologie gemacht haben. Ich bin seitdem immer am Ball geblieben, und war später, in den achtziger Jahren Textchef eines Wirtschafts- und Technologiema­gazins. Früh hatte ich meinen ersten Computer, und meine erste Mail-Adresse hatte ich schon, als die heutigen Piraten noch in die Windeln machten.

Heute wundere ich mich, dass sich diese Leute auf dem unwichtigen Nebenkriegsschauplatz des Urheberrechts austoben, statt darüber nachzudenken, wie man auf dem Hauptkriegsschauplatz einer neuen Medienordnung der Viererbande amazon, Apple, Facebook und Google Paroli bieten kann. Darin steckt die eigentliche netzpolitische Herausforderung, und da kommt von den Piraten rein gar nichts.

Auch für wertkonservative Wähler der CSU bin ich interessant. Dass mir Ehe und Familie etwas bedeuten, muss ich nach 27jähriger Ehe und zwei Kindern nicht mehr beweisen. Wie wertvoll mir unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung ist, muss ich ebenfalls nicht beweisen, denn ich kann auf vier Jahre Bundeswehr verweisen und auf den Dienstgrad eines Leutnants. Ich habe auf dem Kasernenhof in Bogen bei Straubing feierlich gelobt, diese Ordnung notfalls mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, und wenn ich heute diese Ordnung mit Worten gegen den Angriff der Finanzmärkte verteidige, dann hat das auch etwas mit diesem Gelöb­nis zu tun.

Mir ist die Kirche wichtig. Im Gegensatz zu vielen, die mit der Kirche schlechte Erfahrungen gemacht haben, habe ich in meinem Leben gute Erfahrungen gemacht. Das Pfarrhaus in Schönberg war der einzige Ort für Kultur. Ihm verdanke ich wichtige Impulse für mein Leben. Natürlich ist die Kirche nicht so, wie sie sein soll, aber wenn sie so wäre, wie sie eigentlich einmal gedacht war, dann sähe es auf der Welt besser aus. Deshalb habe ich mehrere Bücher geschrieben über Kirche, Glaube, Theologie, die alle um die Frage kreisen: Wozu ist Kirche gut, was ist ihre eigentliche Aufgabe?

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Ich sitze oft mit christlich-konservativen Unternehmern und Mittelständlern zusammen, allesamt weit überwiegend CDU-,CSU- und FDP-Wähler, und ich versuche dann immer, ihnen zu verklickern, dass sie mit ihrem Wertekonservatismus bei uns Sozialdemokraten viel besser aufgehoben wären. Ich erzähle dann immer von den Jahren, während denen ich beim Wirtschaftsmagazin Capital arbeitete. Einmal im Jahr veröffentlichten wir in diesem Heft immer eine Tabelle: die Liste der größten Steuerzahler der Nation. Diese Liste wurde regelmäßig angeführt von Daimler, Siemens und der Deutschen Bank, und das Interessante war: Die Manager dieser Unternehmen waren stolz auf diese ersten Plätze.

Dann, in den neunziger Jahren, übernahm Herr Schrempf die Macht bei Daimler, einer der ersten Manager, die den Shareholder-value in Deutschland propagierten, und der damit prahlte, dass Daimler auf Jahre hinaus keine Steuern mehr bezahlt. In dieser Zeit wurde dann bei Burda eine deutsche Ausgabe des US-Magazins Forbes auf den Markt gebracht. Das veröffentlichte ebenfalls regelmäßig Tabellen. Aber darin wurden nicht mehr die größten Steuerzahler gelistet, sondern die reichsten Deutschen. Und da fand man dann den Namen Schrempf.

Das war die Zeit des Übergangs von der Wertegemeinschaft zur Wertpapiergesellschaft. Damals fing die Hetze an gegen die soziale Marktwirtschaft. Seit damals wird unsere Heimat Europa zum Industriestandort planiert, und die Standortkommandanten forderten barsch, alle sozialen Errungenschaften abzuschaffen, da diese ja nur Investitionshemmnisse seien. Graf Lambsdorff hat damals unwidersprochen gesagt, nicht mehr die Wähler seien die Jury der Regierungen, sondern die internationalen Investoren seien es.

Sie sind es tatsächlich. Sie sind die Macht. Entlang ihrer Geldströme entstehen die Industriestandorte. Wo sie ihr Geld abziehen, verkommt das Land zur Wüste. So wird Heimat zerstört, so werden zugunsten finanzieller Werte ethische Werte zerstört.

Gegen diese Zerstörung kämpfe ich seit 15 Jahren publizistisch. Jetzt will ich politisch dagegen kämpfen, und dass ich das ausgerechnet hier tun will, hat einen einfachen Grund. Hier ist meine Heimat, hier sind meine Wurzeln.

Zehn Kilometer von hier, am Fuß des Moritzberges, wurde ich in einem Arbeiter- und Bauerndorf geboren, in Schönberg, das heute ein Stadtteil von Lauf ist. Dort bin ich aufgewachsen, getauft und konfirmiert worden, zur Schule gegangen. Dort habe ich im Kirchenchor gesungen und im Gesangsverein, im Fußballverein gespielt und war in der evangelischen Landjugend aktiv.

Mit 19 habe ich das Dorf verlassen und mich 40 Jahre in der Welt herumgetrieben, aber bin immer in Verbindung geblieben, mein Elternhaus steht dort noch, meine Schwester und deren Familie haben das Anwesen übernommen und sanieren gerade mein Elternhaus. Zwischendurch war ich auch mal in Roth als Leutnant bei den Heeresfliegern. Und später, während meines Theologiestudiums, auch mal ein Jahr lang an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau.

In all den Jahren bin ich Mitglied im Schönberger SPD-Ortsverein geblieben und im Gesangsverein und habe die Verbindung zum Pfarrhaus aufrecht erhalten. Heute bekomme ich vom Schönberger Pfarrerspaar regelmäßig das Kirchblättla zugeschickt und nehme so Anteil am Leben im Dorf. Im Internet guck ich regelmäßig in die Pegnitz-Zeitung. Und manchmal sitze ich in Mainz am Ufer des Rheins und sehe, wie auf der anderen Seite der Main in den Rhein mündet und denke, da ist auch das Pegnitzwasser drin.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Mein Vater war ein kleiner Bauer und gelernter Zimmermann, meine Mutter Bäuerin, und später, als die Bauernhofklitsche mit ein paar Kühen, Schweinen und Hühnern aufgegeben werden musste, hat meine Mutter als Hilfsarbeiterin in der Fabrik gearbeitet. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört, wie mein Vater zwei Kühe vor den Pflug spannt und damit seinen Acker pflügt. Später hat er sich dann einen Einachser gekauft, mit dem auch ich die Felder pflügte.

Heute wohne ich in einer Doppelhaushälfte in guter Mainzer Lage. Ich kugle auf allen möglichen gesellschaftlichen Events herum, auf denen sich das deutsche Promipersonal herumtreibt, bin manchmal im Fernsehen und in der Zeitung zu sehen, aber noch nie, noch keine Sekunde in meinem Leben, habe ich vergessen, woher ich komme. Bis heute habe ich nicht vergessen, was es heißt, arm zu sein, und darum brauche ich auch nicht die Linkspartei als Nachhilfelehrer.

Was ich auch nie vergesse und nie vergessen werde, ist, dass sich mein heutiger sozialer Status nicht allein meiner eigenen Leistung verdankt. Genau genommen ist mein eigener Anteil daran sogar der geringste, und der Löwenanteil geht auf das Konto vieler Zufälle und etlicher Menschen: Die politische Großwetterlage, in die ich hineingeboren wurde, eine ganz bestimmte geschichtliche Konstellation und Menschen, die es gut mit mir meinten, waren in der Summe für meine Entwicklung wichtiger als meine eigenen Leistungen.

1951 geboren zu werden, bedeutete auch: in eine Demokratie hineingeboren zu werden, sich nicht vor einem Diktator fürchten zu müssen, nicht mit nationalistischer, militaristischer, faschistischer Ideologie indoktriniert zu werden. Nie, in meinem ganzen bisherigen Leben nicht, wurde ich vor die Wahl gestellt, mich feige und mitläuferisch zu ducken oder heldenmütigen Widerstand zu leisten. Immer hat es genügt, ein bisschen Zivilcourage zu zeigen, und das Schlimmste, was einem dabei passieren konnte, war ein kleiner Karriereafter, ein kleiner Sympathieverlust oder die Trübung des Verhältnisses zu Freunden, die keine wirklichen Freunde waren.

Wäre ich 40 Jahre früher geboren worden, 1911, wie mein Vater, dann hätte ich noch eine Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkriegs, und mein Leben wäre die Weimarer Republik, die Inflation, die Hitlerei und der Zweite Weltkrieg gewesen. Und das beweist, dass man sein individuelles Leben eben nicht in der Hand hat. Die Behauptung, jeder sei seines eigenen Glückes Schmied, ist im günstigsten Fall eine Halbwahrheit, und wenn man Pech hat, ist es eine glatte Lüge, denn man muss in den ersten vierzehn Lebensjahren viel Glück haben, um in die Lage zu kommen, sein eigenes Glück schmieden zu können.

Die Kinder in Syrien und in den Krisenregionen dieser Welt können vielleicht was für ihr Überleben tun, aber vom Glückschmieden sind sie Lichtjahre entfernt.

Wäre ich nicht hier, in dieser Nürnberger Gegend geboren worden, sondern hundert Kilometer weiter nördlich, wäre mir eine Biografie Ost beschert worden mit Trabi, Stasi, NVA und Urlaub in Bulgarien. Der Geburtsort Lauf dagegen bedeutete eine Biografie West mit Volkswagen, Wirtschaftswunder, Bundeswehr und Urlaub in Italien.

Dass ich es als Arbeiter- und Bauernbub an die Uni geschafft habe, verdanke ich Willy Brandt. Er hat uns Kindern kleiner Leute zu verstehen gegeben, dass wir etwas wert sind, dass wir durch Bildung etwas aus uns machen können. Und in Schönberg, woher ich komme, sind dann aus Arbeiter- und Bauernkindern Lehrer, Pfarrer, Studiendirektoren, Ingenieure und Unternehmer geworden.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Aufstieg durch Bildung, dieses ursozialdemokratische Prinzip, hat in meinem Leben funktioniert. Heute scheint es nicht mehr zu funktionieren. Ich möchte dafür kämpfen, dass es wieder funktioniert, auch bei Migrantenkindern.

Also: Der, der hier vor Euch steht, verdankt sich mehr den vielen Zufällen seines Lebens als seiner eigenen Leistung. Das ist aber bei jedem so.

Weil es so ist, ist es skandalös, wenn sich einige Privilegierte hierzulande voller Stolz als „Leistungsträger“ oder gar als „Hochleister“ bezeichnen und für sich selbst ein Einkommen fordern, das tausendmal höher ist als das ihrer Angestellten.

Und unverschämt, hinterfotzig und gemein ist es, wenn ausgerechnet diese Großverdiener Arbeitslosen vorwerfen, es sich in der sozialen Hängematte bequem zu machen.

Beleidigend ist es, die Botschaft zu verbreiten, wer arm ist, sei selber schuld.

Jämmerlich ist es, sein Geld in die Schweiz zu schieben, aber hier in die subventionierte Oper zu gehen, die Kultur, die Bildung, die Sicherheit, die Verwaltung, die Justiz und die ganze teure Infrastruktur dieses Landes zu nutzen, und das alles von denen bezahlen zu lassen, die ehrlich sind oder keine Möglichkeit haben, ihr Geld zu verstecken.

Und unerträglich ist es, die Gerechtigkeitsdebatte, die wir hier führen, als Neiddebatte zu denunzieren.

Unter den zahlreichen Büchern, die ich geschrieben habe, gibt es zwei Jugendbücher über „Mutige Menschen“, eins über Freiheitskämpfer und eins über Widerstandskämpfer. Mit diesen Büchern bin ich oft in Schulen unterwegs, und da kommt häufiger von Schülern die Frage: Was war denn deine mutigste Tat in deinem Leben?

Da antworte ich dann immer: Glücklicherweise das Land, das keine Helden nötig hat. Ich habe nie beweisen müssen, dass ich ein Held bin. Das verlangt unser Land von unsereinem nicht. Zivilcourage genügt. Sich etwas trauen, sich etwas zutrauen, etwas unternehmen, von dem man nicht genau weiß, wie's ausgeht, und zu sagen: Ich riskier's; und wenn's schiefgeht, hab' ich wenigstens was gelernt – das ist das Äußerste, was einem an Mut in diesem Land abverlangt werden kann.

Dieses bisschen Mut hatte ich aufgebracht, als ich vor 22 Jahren meine gut bezahlte Festanstellung gekündigt und zu meiner Frau gesagt habe, lass uns eine Familie gründen. Du kannst deinen Beruf weiter ausüben, ich werde mich um die Kinder kümmern und versuchen, meinen Beruf irgendwie von zu Hause aus weiter fortzusetzen. Schreiben kann ich ja auch daheim.

So haben wir es gemacht. Anfangs, als die Kinder noch klein waren, habe ich mich viel gekümmert und kaum was geschrieben, später, als sie größer wurden, konnte ich immer mehr schreiben und mich im Lauf der Jahre als freier Autor etablieren.

Die Erziehungsarbeit haben sich meine Frau und ich fifty-fifty geteilt. Aber öffentlich Aufsehen erregt hat immer nur, dass ich derjenige bin, der zusehen musste, wie er Beruf und Familie unter einen Hut kriegt. Dass meine Frau vor der gleichen Aufgabe stand, war nicht weiter erwähnenswert. Es war ja nicht so, dass sie sich, wie viele Männer das getan haben, ganz aus der Erziehungsarbeit ausgeklinkt und alles allein mir überlassen hätte. Nein, es war eine gerechte Teilung der Arbeit.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Trotzdem wurde Sie immer gefragt, warum bist Du nicht bei den Kindern, warum musst du unbedingt Karriere machen? Wenn sie sagte, ich bin in jeder freien Minute bei den Kindern, wurde das nicht ernst genommen.

Ich wurde immer gefragt: Warum verzichtest Du auf Karriere, warum bist Du nicht im Job? Wenn ich sagte, ich habe zwei Jobs und nutze jede freie Minute, die mir der eine Job lässt, um im anderen Job zu arbeiten und was zu schreiben, wurde das ebenfalls nicht ernst genommen.

Sie wurde als die Karrierefrau wahrgenommen, obwohl sie sich genauso um die Familie kümmerte wie ich. Ich wurde als der Hausl wahrgenommen, obwohl ich mich zwischen Einkaufen und Kochen und Pausenbrote schmieren genauso um meinen Job als Autor gekümmert habe wie sie sich um ihren Job im Fernsehen.

Damit, mit diesem Teil meiner Biografie, bin ich schon mal ein eher seltenes Exemplar in der Männerwelt.

In Wahrheit bin ich aber noch viel seltener.

Als ich vor 30 Jahren um meine Frau warb, hat sie mir die Sünden des Patriarchats derart plastisch geschildert, dass ich vor lauter Schuldgefühlen das Büsserhemd anzog und die persönliche Verantwortung für 10.000 Jahre Männerherrschaft und Unterdrückung der Frau übernahm.

Das tat ich, indem ich bei der Trauung im Standesamt meine Zustimmung dazu erteilte, dass unsere gemeinsamen Kinder den Namen meiner Frau tragen. Die heißen also nicht Nürnberger, sondern Gerster.

Meine Frau und ich haben uns für diese Lösung entschieden, weil wir diesen Alt-68er-Spruch „das Private ist politisch“ auch heute noch für richtig halten. Das ist auch der Grund, warum wir die Öffentlichkeit immer ein bisschen an unserem Privatleben teilhaben ließen. Wir verhielten uns schon transparent, als noch keiner von Transparenz sprach.

Wir wollten mit der Namensgebung unserer Kinder bewusst auch ein öffentliches Zeichen setzen. Und erleben, dass das an archaische Ängste rührt, auch bei Frauen, bei Männern sowieso.

Und das erklärt jetzt, was ich vorhin meinte, als ich sagte, an meinem Leben könne man ablesen, wofür ich stehe. Wenn zu mir die Claudia Roth käme und mich fragte, wie hältst Du's mit der Emanzipation, genügte die Antwort: Frag' doch meine Kinder. Frag sie, wie sie heißen. Und frag sie, wer in den letzten zwei Jahrzehnten für sie eingekauft und gekocht hat.

Daher siehst du in mir so etwas wie das angestrebte Endprodukt sozialdemokratischer Ehe-, Familien- und Frauenpolitik.

Ich habe ich übrigens nicht das Gefühl, ein Opfer gebracht zu haben. Anfangs, in den ersten Jahren, war ich mir manchmal nicht sicher, ob mein Entschluss so weise gewesen ist. Heute weiß ich: Wenn ich noch mal von vorn anfangen müsste, würde ich es wieder ganz genauso machen, weil es nämlich viel befriedigender ist, Kindern etwas vorzulesen oder ihnen eine Geschichte zu erzählen, als in überflüssigen Magazinen überflüssige Texte zu redigieren und dafür zu arbeiten, dass irgendein reicher Verleger noch reicher wird.

Ich habe während der letzten zwanzig Jahre erfahren, wie schön es ist, auch ohne Herdprämie ein paar Kinder großzuziehen, denn die Prämie liegt in dem unbezahlbaren Glück, mit Kindern leben zu dürfen. Kinder verleihen dem eigenen Leben so etwas wie Tiefe und Sinn.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Aber nur für den, der auch mit seinen Kindern lebt, der er-lebt, wie sich diese entwickeln und verändern. Solche Entwicklungen und Wendungen im Leben der eigenen Kinder zu erleben und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit dem eigenen Leben zu vergleichen, ist hundertmal beglückender als irgendeinen Artikel in irgendeiner Zeitung veröffentlicht zu haben, und deshalb brauch' ich dafür keine Herdprämie.

Was ich statt dessen gut hätte brauchen können, wären Chefredakteure gewesen, die mir nach sechs, sieben Jahren Erziehungszeit die Chance gegeben hätten, wieder in eine Redaktion zurückzukehren. Die habe ich nicht bekommen.

Statt dessen wurde mir gesagt: Du bist zu alt, zu teuer und zu unflexibel. Dich kann man nicht von heute auf morgen nach Timbuktu schicken. Wir brauchen Leute, die ihrem Beruf und ihrer Karriere oberste Priorität einräumen und nicht der Familie. Bei dir ist es umgekehrt. Dir ist die Familie wichtiger. Ich aber, der Chef, kann unter genügend ehrgeizigen Leuten wählen, deren oberstes Ziel eine steile Karriere ist und die rund um die Uhr verfügbar sind.

So war ich dazu verdammt, mich als Freiberufler neu zu erfinden und auf dem Markt durchzusetzen, und mich aber zugleich weiterhin um die Kinder zu kümmern – wie das auch vielen Frauen abverlangt wurde und noch immer wird. Und daher kenne ich neben der Freude, die Kinder machen, auch den gottserbärmlichen Stress, den sie verursachen. Ich kenne die Zeit, das Geld und die Nerven, die sie kosten, und wie man damit von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft allein gelassen wird. Daher weiß ich nicht nur theoretisch, sondern habe am eigenen Leib erfahren, was es heißt, Beruf und Familie unter einen Hut kriegen zu wollen, und welche Leistung einem da abverlangt wird.

Ich wünschte manchmal, einer dieser von allen Seiten gepamperten Manager, die sich so gern als Hochleister bezeichnen, würde mal für ein halbes Jahr in einen Vierpersonenhaushalt gehen und die ganze Arbeit machen, die dort anfällt. Und nebenher noch seinen Job als Manager machen. Und zwar ohne seinen Tross aus Fahrer, Sekretärin, Assistentin und persönlichen Referenten. Nur er allein. Dann erst wüsste der Manager, was Leistung wirklich ist.

Und wenn er ein CSU-Nahestehender wäre, würde er vielleicht auch kapieren, warum die Anerkennung für diese Leistung nicht darin bestehen kann, der Frau ein paar Hunderter Betreuungsgeld vor die Füße zu werfen.

Als ich 1990 im Kreis meiner Kollegen und Vorgesetzten erzählte, den Schreibtisch gegen einen Wickeltisch eintauschen zu wollen, wurde ich noch gespöttelt von den Kollegen. Es gab unangemessene Bemerkungen auch von Frauen und hämische Kommentare hinter meinem Rücken.

Heute ist das zum Glück nicht mehr so. Heute machen junge Männer ein großes Bohai, wenn sie mal acht Wochen Erziehungsurlaub genommen und dem Kind das Fläschchen gegeben haben. Damit geben sie dann ganz fürchterlich an, wenn sie beschwingt und fröhlich wieder an ihre Arbeitsplätze zurückkehren.

Die Frauen stöhnen immer, wenn sich diese Acht-Wochen-Urlauber mit ihrer Heldentat so brüsten und gleich ganze Bücher darüber schreiben – Ich lache nicht ganz so laut wie die Frauen, sondern erfreue mich an dem kleinen Fortschritt, der in der Anerkennung der Acht-Wochen-Männer und in der Akzeptanz des Erziehungsurlaubs liegt. Als ich Vater wurde, war das noch anders.

Jetzt ist durch den Erziehungsurlaub auch für Männer immerhin ein Anfang gemacht worden.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Der Weg zum Ziel ist noch weit, ich bin schon mal vorausgegangen und erzähle den jüngeren Männern gerne, das man es nicht nur überleben kann, wenn man die acht Wochen auf 22 Jahre verlängert, sondern dass man dabei so glücklich und zufrieden werden kann, dass ich diesen Weg tatsächlich noch einmal ginge, wenn ich wieder vor die Wahl gestellt würde.

Daher, liebe Genossinnen, falls Ihr sauer seid, dass hier schon wieder ein Kerl steht und keine Frau, bitte ich Euch: Versucht doch, in mir den Kerl zu sehen, der Eurer Sache auf ganz andere Weise dienen kann als es Frauen können. Einen wie mich auf die Rampe zu schieben, kann daher auch für Frauen vielleicht nicht ganz verkehrt sein.

Sogar dann, wenn dieser Kerl schon 61 ist.

Nicht 63, wie der Donaukurier geschrieben hat. In einem Alter, in dem es auf jedes Jährchen ankommt, muss man das schon öffentlich korrigieren dürfen.

Und deshalb muss ich jetzt auch ein paar Anmerkungen zu der Frage loswerden, ob ich nicht schon ein bisschen zu alt sei, um als politisches Nachwuchstalents nach Berlin zu gehen?

Meine Antwort lautet: Nein.

Ich will gar nicht an den alten Adenauer erinnern, der 73 war, als er anfang und 87 als er aufhörte. Ich will Euch nur an ein paar Geschichten der jüngsten Zeit erinnern, die allesamt davon erzählen, wie einer als junger Adler aufgestiegen und dann als Suppenhuhn gelandet ist.

Christian Wulff zum Beispiel. Der war erst 51, als er Bundespräsident wurde. Und noch bevor er 52 wurde, war er auch schon wieder weg. Der jetzige Bundespräsident ist 72, und der wird uns vermutlich noch lange erhalten bleiben.

Angela Merkel hatte mal einen 47jährigen Kronprinzen. Bis er im Mai dieses Jahres in NRW die CDU und anschließend sich selbst versenkt hatte. Norbert Röttgen hieß er. Man erinnert sich noch einigermaßen an ihn.

Schwerer tun wir uns schon mit dem Namen dieses Aufsteigers, der mit 38 Ministerpräsident in Schleswig-Holstein werden wollte und dann bekannt wurde als der weinende Liebhaber einer 16jährigen Facebook-Freundin. Christian von Boetticher hieß er.

In Baden-Württemberg gab's einen, der war mit 32 Staatssekretär, mit 44 Ministerpräsident, und dann hat er die EnBW gekauft – dieser Stefan Mappus fällt gerade dem Vergessen anheim.

Ein junges oberfränkisches Wunderkind hat es mit 40 bis zum Verteidigungsminister gebracht. Er galt als Seehofer-Erbe, Fast-schon-Kanzler und Beinahe-Messias. Dann endete er als Lügenbaron, dem seine eigene Doktorarbeit auf die Füße gefallen war.

Von allen Ministern des derzeitigen Kabinetts in Berlin ist die Jüngste die mit Abstand Erfolgloseste, die 35jährige Kristina Schröder.

Die FDP ist von ihrer Boygroup aus Philipp Rösler (39), Patrick Döring (39), Daniel Bahr (36) und Christian Lindner auf unter fünf Prozent gebracht werden, und auf dem Jüngsten in dieser Truppe, dem 33jährigen Bambi Christian Lindner, ruhen die Hoffnungen der FDP. Da wünsche ich viel Glück.

Diejenigen, die die FDP im Augenblick noch zusammenhalten, sind der 60jährige Wolfgang Kubicki, der 67jährige Rainer Brüderle und der 85jährige Hans-Dietrich Genscher.

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Als es mit Westerwelle nicht mehr ging und Rösler es machen sollte, wurde an ihn die Erwartung herangetragen, nicht nur Westerwelle, sondern in einem Aufwasch auch gleich den alten Brüderle zu entsorgen. Heute ist Brüderle immer noch da, und Rösler wird bald nicht mehr da sein.

Baden-Württemberg wird neuerdings vom 64jährigen Winfried Kretschmann regiert. In Stuttgart regiert jetzt Fritz Kuhn. Der ist zwar erst 57, aber meine Frau sagt, der sehe aus wie 67.

Ich will damit nicht sagen: Die Jungen können's nicht. Oder man muss alt sein, um in der Politik erfolgreich zu sein. Ich will damit nur sagen: Die Alten behaupten sich zur Zeit ganz gut in der Politik.

Alter ist zwar kein Verdienst, aber eine Schande ist es auch nicht. Und in der Politik schadet es zumindest nicht.

Im übrigen bin ich ein Anhänger der Artenvielfalt, nicht nur in der Natur, sondern auch in der Politik. Darum bin ich froh, dass wir mit unserem jungen Sven Ehrhardt wirklich ein echtes politisches Nachwuchstalente in unseren Reihen haben. Er muss ja nicht gleich Minister werden. Es genügt, wenn er erst mal den Wahlkreis gewinnt und als Abgeordneter nach München geht.

Wir brauchen die Jungen, wir haben viel zu wenige davon, und wenn junge Leute am Beispiel von Sven Ehrhardt sehen, Mensch, ich kann ja auch als junger Kerl schon einiges bewegen, dann kann das ein Ansporn für junge Menschen sein, sich wieder für Politik zu interessieren und sich zu engagieren.

Also nicht Junge oder Alte, sondern Junge und Alte braucht's. Und übrigens auch die dazwischen. Und da haben wir in unserem Wahlkreis auch was zu bieten. Thomas Beyer steht generationsmäßig ziemlich gut in der Mitte zwischen dem Sven und mir. Zumindest altersmäßig bieten die Kandidaten unsres Wahlkreises also eine optimale Mischung.

Artenvielfalt heißt: Nicht nur Männer auf allen Hierarchieebenen, sondern auch Frauen, nicht nur in der Politik, sondern auch in der Schule, in der Wirtschaft, in der Verwaltung, den Medien und in der Kultur. Darum brauchen wir die Quote überall.

Artenvielfalt heißt außerdem: Nicht nur Profis, sondern auch Laien. Nicht nur Heteros, sondern auch Schwule. Nicht nur Singles, sondern auch Verheiratete, Geschiedene, Mütter, Väter, Großeltern. Nicht nur Deutsche und nicht nur Europäer, sondern auch Afrikaner, Asiaten, Latinos. Nicht nur Christen, sondern auch Juden, Muslime, Buddhisten, Hinduisten, aber auch Atheisten und Agnostiker.

Denn alle Erfahrung zeigt: Je größer die Artenvielfalt, desto stabiler das Biotop, desto erfolgreicher das Unternehmen. Und dass das Personal der beiden Volksparteien diese bunte Vielfalt nicht widerspiegelt, ist einer der Gründe, warum sich das Volk von ihnen abwendet. Ich möchte mich künftig dafür stark machen, dass in unsere Partei mehr Artenvielfalt einkehrt.

Eine letzte Anmerkung zum Thema Alter, dann ist's genug: Wir ernähren uns heute gesünder als frühere Generationen, wir saufen weniger, rauchen nicht mehr, treiben mehr Sport – naja, also ich jetzt nicht gerade, ich hock schon lieber im Biergarten, aber der Sven, der ist ein toller Sportler, so wie der rennt, reicht das auch für mich. – Aber was ich eigentlich sagen wollte: Ein 60jähriger von heute sieht zehn Jahre jünger als ein 60jähriger im Jahr 1960 ausgesehen hat. Und ist auch entsprechend fitter. Nicht immer. Aber immer öfter.

Im Jahr 1966 haben die Beatles gesungen:

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

Will you still need me
Will you still feed me
When I'm sixty-four?

Wenn die Beatles das heute sängen, würden sie sehr wahrscheinlich sixty-four durch eighty-four ersetzen, denn 84, das ist das heutige durchschnittliche Heimaufnahmealter.

Das heißt: Da hat sich etwas historisch Neues ereignet, das uns noch gar nicht so richtig bewusst geworden ist. Wenn wir über Demografie diskutieren, dann reden wir immer über das Renten- und Dementenproblem. Selten oder nie sprechen wir aus, dass es etwas Neues gibt in der Menschheitsgeschichte, etwas, was so noch nie dagewesen ist: Wir, die wir jetzt leben, haben einen neuen Lebensabschnitt dazugewonnen.

Früher hatte man drei Lebensalter: Kindheit, Arbeit, Alter. Jetzt hat sich zwischen Arbeit und Alter ein neuer Abschnitt von rund 20 Jahren geschoben, für den wir nur blöde und untaugliche Namen haben wie Best Ager, Generation 60plus, Silver Ager, junge Alte.

Die Unbeholfenheit dieser Begriffe deutet schon an, dass wir das Neue erst seit kurzem auf dem Schirm haben und noch nicht wissen, wie wir damit umgehen sollen. Was das politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich bedeutet, was das auch an Chancen birgt, was das für die Organisation von Arbeit, Lebensarbeitszeit und die Verteilung wirtschaftlicher Güter bedeutet, das haben wir noch lange nicht ausgelotet. Da kratzen wir gegenwärtig erst an der Oberfläche.

Aber eines ist schon mal sicher: Mit dem Jugendlichkeitswahn geht es zu Ende. Altersfeindliche Praktiken, die Art Altersrassismus, die 50jährigen keinen Job mehr gibt und 55jährige zum alten Eisen wirft, hat keine Zukunft mehr.

Den meisten werden 20 zusätzliche Jahre geschenkt, welche die Chance, aber auch die Aufforderung in sich bergen, sich noch einmal neu zu erfinden, und aus der Erfahrung, die sie im Lauf von sechzig Jahren angesammelt haben, etwas Neues zu machen. Genau das tue ich, indem ich mich jetzt, nach meiner Familienzeit, wieder einmal neu erfinde, indem ich versuche, in der Politik Fuß zu fassen.

Meiner Generation, die jetzt ins Rentenalter kommt, rufe ich daher zu: Nix Mallorca, nix Kreuzfahrtschiff, hiergeblieben. Ihr habt hier noch einiges zu erledigen und wieder hinzubiegen, denn wir hatten ein tolles Leben.

Ob es die Jungen auch haben werden, ist sehr die Frage. Und deshalb: Macht was Vernünftiges aus den geschenkten zwanzig Jahren. Überlegt, wie ihr euch politisch und gesellschaftlich engagieren könnt, aber beschränkt euch nicht auf die übliche Graue-Panther-Politik, der es nur um die Rentenhöhe und um Pflegeheime geht, sondern sorgt dafür, dass unsere Kinder und Enkel eine gute Zukunft haben.

Seid wieder jung, erfindet euch noch einmal neu, aber bedenkt die Worte, die fälschlich einem brasilianischen Medizin-Nobelpreisträger zugeschrieben werden, aber dennoch treffend sind:

"In der heutigen Welt wird fünfmal mehr in Medikamente für die männliche Potenz und Silikon für Frauen investiert als für die Heilung von Alzheimer Patienten. Daraus folgend haben wir in ein paar Jahren alte Frauen mit großen Brüsten und alte Männer mit hartem Penis, aber keiner von denen kann sich daran erinnern, wozu das gut ist."

Also lautet meine Botschaft an die Wähler meiner Generation: Seid wieder jung, probiert Sachen aus, aber nicht Viagra oder Silikon, sondern intelligentere Dinge, die ihr noch nie

Das ist die Rede, die mir 99,1 Prozent Zustimmung brachte.

gemacht habt in eurem Leben, zum Beispiel: Wählt zur Abwechslung mal SPD statt CSU, und ihr werdet sehen, wie jung ihr euch danach plötzlich fühlt.

Liebe Genossinnen und Genossen, ich rede bereits viel zu lang, obwohl ich noch lange nicht fertig bin. Darum höre ich hier einfach auf. Was Ihr wissen müsst, um darüber zu befinden, ob der Nürnberger ein geeigneter Kandidat sei, wisst Ihr jetzt einigermaßen, und darum seid jetzt Ihr dran. Stimmt jetzt einfach ab.

Ich danke Euch, dass Ihr mir so lange zugehört habt.